

# Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“ und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald. Verantwortl. Redakteur J. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 28. März 1901.

(Nachdruck verboten).

## Die Freundinnen.

Roman von Clarissa Bohde.

I.

Behn Jahre waren vergangen, seit die vier Freundinnen zum letzten male beisammen gewesen waren. Jetzt saßen die Unzertrennlichen, wie man sie einst in der Schule genannt hatte, wieder treulich vereint in dem Wohnzimmer Lydias, der Gattin des Kaufmanns Verten in M. Die Zusammenkunft war keine ganz zufällige. Antonie Werner, die einzige Unvermählte des kleinen Kreises, war aus weiter Ferne aus dem Hause ihrer Schwester um dieses Wiedersehens willen nach ihrer Heimatstadt W. gereist. Früh verwaist hatte sie bei geringem Vermögen sich dem Erziehungsberufe gewidmet, dem sie mit großer Pflichttreue und ganzer Hingebung bis vor kurzer Zeit obgelegen hatte. In ihrer letzten Stellung war sie viel auf Reisen gewesen und hatte einige Jahre ganz im Auslande gelebt. Heimgekehrt, gedachte sie nun einige Zeit sich Erholung zu gönnen, ehe sie ein neues Verhältniß einging. Die Sehnsucht nach Wiederanknüpfung theurer, durch ihre lange Abwesenheit etwas gelockterter Bande erweckte den Wunsch in ihr, die Heimatstadt wieder aufzusuchen, in der ihre liebsten und glücklichsten Kindheits-erinnerungen wurzelten. Die einzige Schwester, um viele Jahre älter als sie, früh vermählt, dazu von den Sorgen für einen großen Haushalt und heranwachsende Söhne hingenommen, war ihr geistig fremd. Bei den Freundinnen ihrer Kindheit und Jugend hoffte sie das Verständniß zu finden, das ihr bei den Blutsverwandten nicht ward. Zeigten doch Lydia's Briefe noch dieselbe Wärme, dasselbe harmlose Gemüth, dieselbe Treue des Empfindens, wie in früheren Tagen. Freilich von Helene und Cornelian konnte sie nicht dasselbe sagen. Beide, dem Kreise der Jugend durch ihre Heirat entrückt, hatten den Briefwechsel mit den Freundinnen fast einschlafen lassen. Helene war wie Lydia in der Heimatstadt geblieben. Ihr Gatte war der vornehmste Mann in M., der Regierungs-Präsident von Grumbach. Von ihr wußte es Antonie durch Lydia, daß sie der Jugendfreundschaft noch treu gedachte. Weniger sicher war das von Cornelia zu sagen. Dieser, die schon durch die Geburt als Tochter eines reichen abligen Gutsbesizers von den bürgerlichen Freundinnen gesellschaftlich geschieden war, hatten sich durch ihre Heirat mit einem Diplomaten, dem jetzigen Legationsrath von Eicksteinen, die höchsten Kreise geöffnet. Sie war viel in der Welt herumgeworfen worden, und harrete jetzt, wie Lydia Antonien geschrieben hatte, wieder im Hause des Vaters auf eine dem Gemal in Aussicht gestellte Versetzung.

„Bei aller Vornehmheit, die Cornelia zur Schau trägt,“ äußerte sich Lydia in einem Briefe über dieselbe, „und bei all ihrer

scheinbaren Oberflächlichkeit hat sie doch noch ein Herz für ihre Freundinnen bewahrt. Als sie hörte, Du werdest mich besuchen, erklärte sie sogleich, während dieser Zeit auch auf einige Tage herkommen zu wollen und dann bei Helene zu logiren. Natürlich bei mir wäre es ihr weniger angenehm; aber der Regierungspräsidentin kann die Frau Baronin schon die Ehre geben. O, meine Antonie, wie froh bin ich, daß Du mir nicht auch in jene Höhe entrückt bist, auf der Cornelia und Helene weilen. Im Thal ist man vor den Stürmen geschützt, die dort oben unruhbringend wehen. Meine guten Bekannten und Freunde meinten vielfach, ich sei durch meine Heirat mit einem Manne aus dem Kaufmannsstande gesellschaftlich herabgestiegen. Allerdings der Tochter des Rathes öffneten sich andere Kreise, als jetzt der Frau Kaufmann Verten. Aber ich habe das, was ich scheinbar verloren, noch nicht einen Augenblick vermisst, und bereue durchaus nicht, bei der Wahl des Gatten keiner anderen Rücksicht gefolgt zu sein, als der, welche das Herz vorschrieb. Denn die Liebe, die uns zusammenführte, grünt noch heute so frisch wie damals, als ich mit Verten vor den Altar trat, und wir genießen vor vielen den Vorzug, durch keine gesellschaftlichen Pflichten daran gehindert zu sein, für einander und für das Gedeihen unserer Kinder zu leben.“

Antonie hatte nun schon Gelegenheit gehabt, sich während der Tage, die sie als Gast in dem Hause Lydias weilte, von deren Glück selbst zu überzeugen. Wie ein liebliches Idyll kam ihr dieses Stillleben vor, das fern vom Geräusche der Welt in Liebe und Einigkeit dahinflöß. Schon das in der Vorstadt mitten in einem großen Garten liegende einstöckige Häuschen mit der grünumrankten Veranda, die jeden neugierigen Blick von außen abhielt, hatte etwas ungemein Anheimelndes, gleich dem Nest, das sich ein Vogelpärchen im Frühling in das erste Grün des Waldes baut.

Im Wohnzimmer, vor dessen geöffneten Fenstern eine blühende Linde ihre Zweige wiegte, saßen jetzt in der Nachmittagsstunde die Freundinnen um den gastlichen Tisch. Lydia stand in der Thür, die zur Veranda führte, um ihre vier blühenden Kinder, die sie mit mütterlichem Stolze den Gespielinnen ihrer Jugend vorgeführt hatte, unter Aufsicht des Kindermädchens wieder in den Garten zu schicken. Die Strahlen der Nachmittagssonne streiften ihr blondes Haar, ihr hübsches freundliches Gesicht mit den treuerzigen Kinderaugen, die noch ebenso harmlos heiter in die Welt blickten wie die ihrer Kleinen. Antonie betrachtete sie in stiller Freude. Ja, hier war das Glück, der Friede; Lydia war die Einzige von ihnen allen, der die Jahre keine Enttäuschung gebracht hatten, keine Wandlung des inneren Menschen. Sie war noch dieselbe in sich begnügte Natur, die sie schon als Kind gewesen. Von ihr wandte sich Antoniens Blick zu den im Sopha ihr gegenüber lehrenden Gestalten der beiden anderen Freundinnen. Ach, was sie hier auf den ihr einst so vertrauten Zügen zu lesen meinte, war nicht so erfreulicher

Natur. Helene wie Cornelia hatten für sie etwas Fremdes bekommen. Auf Corneliens hübschem, wenn auch nicht bedeutenden Gesicht hatte sich ein Ausdruck kalten Hochmuths gelagert, der wenig mit der harmlosen Gutmüthigkeit des Kindes stimmte, dessen kleine Eitelkeiten man einst lächelnd bespöttelt hatte. Trauriger dünkte Antonie aber noch die Veränderung, die sich an Helene kund gab. Was war aus dem schönen Mädchen geworden, dem hellsten Sterne ihres Kreises, zu dem sie alle mit Bewunderung und Stolz emporgeschaut hatten? Freilich der äußere Reiz, die Vollendung der Form, war ihr geblieben; ja in den Augen vieler war sie vielleicht schöner als ehedem, als sie noch mit dem Blick des Kindes ahnungsvoll und räumlich in eine Zukunft schaute, die ihrem frohen, lebensvollen Sinn immer nur heiter und glänzend vorschwebte. Der Glanz, der war ihr ja geworden, aber das Glück? Aus diesen schönen, blauen Augen leuchtete ein stilles Weh, der seine einst vom übermüthigsten Lachen geöffnete Mund war fest und schmerzlich geschlossen. Sie war einsilbig geworden, sie, die sonst immer gern das Wort geführt deren phantastische Lebendigkeit die Freundinnen oft fortgerissen hatte in ein lustiges Reich märchenhafter Träume, in denen sie so gern sich wiegte. Sie war an einen um viele Jahre älteren Mann verheiratet, einen Mann, dessen Ehrenhaftigkeit über allem Zweifel erhaben stand, der seiner jungen Frau aber gleich zwei, beinahe schon erwachsene und jetzt bereits verlobte Stieftöchter gegeben hatte. Die Verhältnisse mochten daher im Hause des Präsidenten nicht die erfreulichsten sein, so hatte Lydia wenigstens gemeint. Aber es mußte besser werden, sobald die beiden Töchter verheiratet waren und die Eheleute allein miteinander blieben.

Cornelia führte im Vollbewußtsein ihrer gesellschaftlichen Stellung und Talente das Wort. Sie sprach davon, daß ihr Gemal den Wunsch und die Aussicht habe, zum Herbst nach Rom gesandt zu werden, und fragte Antonie mit einiger Herablassung, wie es ihr in Rom gefallen habe.

„Du hast ja wohl mit Frau von Rüreberg dort einige Monate zugebracht?“ fügte sie hinzu.

„Einen ganzen Winter,“ entgegnete Antonie.

„Und lebt es sich dort angenehm?“ fragte Cornelia weiter.

„Angenehm? Ich weiß nicht, wie Du das verstehst. Wenn Du meinst, wie es sich im Schatten der Erinnerungen an eine große, versunkene Welt, in Mitte der herrlichsten Kunstwerke alter Zeiten lebt, so giebt es dafür doch wohl nur eine Antwort für den gebildeten Sinn, den Kunst und Geschichte anziehen. Meinst Du aber den geselligen Verkehr, so kann ich Dir darüber wenig Auskunft geben; ich lebte dort in Verhältnissen, die mich ganz von einem solchen ausschlossen.“

„Ah, ich verstehe. Frau von Rüreberg stand damals gerade in ihrem Scheidungsprozeß. Man hat mir in Berlin davon erzählt. Und nicht wahr, die thörichte Frau hat die Unklugheit begangen, den Maler, um dessentwillen sie den fürstlichen Glanz und Reichthum ihres Hauses aufgab, wirklich zu heiraten?“

„Allerdings,“ entgegnete Antonie nicht ohne Zurückhaltung, „Frau von Rüreberg ist jetzt Frau Maler Ortman geworden.“

„Und die Tochter?“ fuhr Cornelia in ihren Fragen fort. „Du hast sie ja wohl erzogen, ist sie bei ihrer Mutter geblieben?“

„Die arme Editha ist nicht viel gefragt worden, ob sie bleiben wolle,“ war Antoniens Antwort. „Im Scheidungsprozeß einigten sich die Eltern dahin, daß der Sohn bei dem Vater, die Tochter bei der Mutter bleiben solle. Editha hat viel unter diesen Verhältnissen gelitten; aber ich hoffe, daß dieses Leiden nicht ohne Segen für sie gewesen ist. Sie wird sich nicht wie ihre Mutter durch Glanz und Reichthum verführen lassen, im Genuß das Beste zu verlieren, die Kraft und das Bewußtsein sittlichen Willens.“

„Wie ihre Mutter —“ seufzte Lydia, „o, in welchen Verhältnissen bist Du gewesen, arme Antonie!“

„Beflage mich nicht deshalb, gute Lydia,“ meinte Antonie und drückte der Freundin die Hand. „Ich hätte vielleicht in keinem

anderen Verhältnisse mich nützlicher machen können, als in diesem. Ich schied von Editha mit der wohlthuernden Ueberzeugung, ihre Stütze in schwerer Zeit gewesen zu sein. Ihre Liebe und Anhänglichkeit bleibt mir, ob auch das Schicksal uns getrennt hat.“

„Dann stehst Du auch wohl in Korrespondenz mit Fräulein von Rüreberg,“ nahm Cornelia das Gespräch wieder auf, „und hast schon erfahren, daß ihr Vater schwer krank darniederliegt?“

Antonie neigte bejahend das Haupt. „Das arme Kind,“ sagte sie, „befindet sich gerade jetzt durch diese Krankheit in einem neuen Zwiespalt der Seele. Ihr Pflichtgefühl, ja ihre Liebe zu dem Vater, der gleichwohl nie viel Liebe für sie gezeigt hat, treibt sie, an sein Krankenlager zu eilen; aber das Verbot der Mutter, ja auch des Vaters selbst steht dem entgegen. Herr von Rüreberg hat sich von der Gattin und der Tochter einmal für immer getrennt; er will keine neue Aufregung durch ein Wiedersehen herbeiführen.“

„O mein Gott,“ rief Lydia, „wie traurig ist das alles! Ich kann mir denken, wie Du mit doppelter Treue und Sorge an dem Kinde hingst, das Vater und Mutter hatte und doch der Liebe beider entbehrte. Deshalb hast Du auch ausgehalten in Verhältnissen, in denen andere vielleicht nicht geblieben wären. Jetzt begreife ich, was ich mir früher manchmal nicht zu erklären vermochte. Du wolltest Editha durch Deinen Einfluß, durch Deine Erziehung vor den Fehlern bewahren, in die ihre Eltern gefallen sind.“

„Ich habe nur das Gute ihrer Natur gepflegt und gehütet,“ nickte Antonie, „einen festen Grund der Sittlichkeit und Religiosität in ihre Seele zu legen gesucht, der ihr die Kraft geben soll, Versuchungen zu widerstehen, von denen auch sie nicht verschont bleiben wird.“

„Traust Du dem Einfluß der Erziehung soviel zu?“ warf jetzt Helene ein und richtete ihre großen blauen Augen ernst auf Antonie. „Ich meinerseits glaube, das Angeborene bringt keine Erziehung heraus. Wir sind Sklaven unserer Neigungen, und aller Kampf macht uns nur innerlich unzufriedener, ohne daß wir jemals dazu gelangen, ihrer völlig Herr zu werden.“

Antonie betrachtete traurig das jetzt schmerzlich belebte Antlitz der Jugendfreundin. Wie hoffnungslos mußte es mit einer Seele aussehen, die so ganz daß Vertrauen zu der eigenen Kraft im Kampfe mit den angeborenen Neigungen verloren hatte. In Antonie stieg die Erinnerung auf, daß Helenens Vater, der Regierungsrath Reinhard, für einen genußsüchtigen, verschwenderischen Mann gegolten, und daß man auch von der Mutter nicht gar zu günstig in Beziehung auf ihre häuslichen Tugenden gesprochen hatte. Der alte Rath war gestorben, die Mutter Helenens lebte als Witwe mit ihren zwei jüngeren Töchtern in einer kleinen Stadt der Provinz, theilweise, wie man sagte, von den Unterstützungen ihres Schwiegerohns. Sollte es die Vergangenheit sein, die noch so trübe Schatten in das Leben Helenens warf?

„Dieser Ansicht kann ich nicht zustimmen, Helene,“ entgegnete Antonie kopfschüttelnd. „Natürlich vermag die Erziehung die Natur des Menschen nicht gänzlich umzuwandeln; aber Fehler und Schwächen lassen sich wohl mit ernstem Willen bemeistern und ablegen.“

Helene antwortete nicht, aber ein bitterer Zug legte sich um ihren Mund, als wolle sie sagen: „Auch Du verstehst mich nicht, auch Du urtheilst einseitig, weil Du Dich in eine andere Natur nicht zu denken vermagst. Cornelia aber nahm den Schild für ihre Freundin auf und warf mit großer Entschiedenheit hin:

„Ich theile ganz Helenens Meinung. Was von dem Rüreberg'schen Blute einmal noch bei Deiner gerühmten Editha hervorkommen mag, wird auch erst die Zukunft lehren.“

Lydia fühlte, daß das Gespräch eine unbehagliche Wendung nahm, und suchte durch den Vorschlag eines Spazierganges die Geister wieder zu beruhigen. Man willigte gern ein. Dicht hinter dem Garten Lydias zog sich an den Ufern eines rasch fließenden Baches ein Erlengrund hin, der durch hübsche Wege zu einem ange-

nehmen Spaziergang für die Bewohner von M. umgeschaffen worden war. Dieser Grund barg für die Freundinnen manche gemeinsame freundliche Erinnerung. Dort waren sie oft wie heute in der Frühlingszeit Arm in Arm gewandelt, hatten sich ihre kleinen Geheimnisse mitgetheilt und mit ahnungsvollem Herzklopfen dem Gesang der Nachtigallen gelauscht, die hier gern ihre Nester bauten. O schöne Jugendzeit, wo das Leben noch im verhüllenden Schleier der Zukunft reizvoll vor uns liegt, wo man auf Seligkeiten hofft, ihnen bebend entgegenträumt, die vielleicht nie zur Wirklichkeit werden sollen, oder wenn gewonnen, rasch dahinschwinden wie ein Traum!

„Weißt Du noch, Helene,“ plauderte Lydia, als sie am Arme der Freundin hinter Cornelia und Antonie dahinschritt, „als ich hier zuerst Dir von meiner Begegnung mit Berken erzählte? — Du meinstest damals, ich solle ihn mir aus dem Sinn schlagen, meine Eltern würden solche Verbindung doch nie billigen. Nun, Du siehst, treue Liebe überwindet alle Hindernisse. Schöner hat sich alles erfüllt, als ich damals nur ahnen konnte. Ich bin glücklich in meinem Heim an der Seite des geliebten Mannes, der mir durch seine Liebe tausendfach ersetzt, was ich etwa durch die Verbindung mit ihm an äußeren Ehren aufgegeben habe, und in unseren Kindern sehen wir die eigene Jugend wieder aufblühen.“

„Helene drückte nur still Lydias Arm und seufzte leise. Theilnahmsvoll sah Lydia zu ihr auf.“

„Ja, ich weiß, meine gute Helene, Dir fehlt das schönste Glück des Weibes, Dir fehlen Kinder, denen Du Deine Sorge und Zärtlichkeit zuwenden könntest.“

Helene schüttelte den Kopf.

„Du irrst, Lydia, ich wünsche mir keine eigenen Kinder; sie würden mir vielleicht mehr Sorge als Glück bringen.“

„Du sprichst so, weil Du nicht weißt, wie es ist, wenn man ein liebes Kind an seine Brust drücken kann. Glaube mir, im Auge des Kindes verklärt sich für die Mutter die ganze Welt.“

Helene machte eine abwehrende Bewegung.

„Sprechen wir nicht davon, liebe Lydia; jeder muß sein Geschick tragen, wie es nun einmal ist, und wie er es verdient.“

„Und verdienst Du nicht das höchste Glück, Helene, Du, so reich vom Himmel ausgestattet mit allem, was erfreuen und beglücken kann?“

Wieder zuckte es bitter um Helenens Mund, aber sie antwortete nicht, sondern beeilte nur ihre Schritte, den rascher zuschreitenden Freundinnen nachzukommen. Diese waren an einer Biegung des Weges angelangt und wandten sich jetzt wieder zurück. Lydia glaubte in Antoniens Zügen eine tiefe Bekümmerniß zu bemerken, die ihr gutes Herz beunruhigte. Was war zwischen Cornelia und Antonie vorgefallen? Waren die beiden, die von jeher Gegensätze gewesen, wieder einmal wie in der Kindheit Tagen streitend aneinander gerathen? Sie suchte an Antoniens Seite zu kommen und fragte sie leise; diese aber schüttelte den Kopf.

„Später,“ sagte sie, „Du sollst alles erfahren.“

Cornelia war währenddessen mit Helene bis zur Pforte von Lydias Garten geschritten.

„Weißt Du, Helene,“ fragte sie dort stehen bleibend, „was mir die Gräfin Arnau, bei der ich einen Besuch machte, bevor ich herkam, als neueste Neuigkeit mittheilte? Daß die ganze Stadt davon voll ist, die Verlobung Deiner Tochter Hildegard mit ihrem Vetter, dem Assessor von Grumbach, würde sich wieder lösen.“

Ueber Helenens Gesicht verbreitete sich eine plötzliche Röthe; sie pflückte eine Blüte von den nahen Fliederhecken und neigte das Antlitz darüber, als wollte sie es vor dem spähenden Blicke Corneliens verbergen.

„Dann weiß die Gräfin mehr als ich selber,“ entgegnete sie dann mit scheinbarer Gelassenheit und winkte Lydias ältester Tochter zu, die herbeigesprungen kam, die Damen zum Abendessen zu rufen.

Cornelia warf einen raschen Blick hinter sich auf Antonie, die Zeugin dieser Szene gewesen war, und jetzt noch trauriger blickte als vorher.

Als Lydia am späten Abend, nachdem Helene und Cornelia schon lange von dem Diener des Präsidenten abgeholt, den Heimweg angetreten hatten, in das Zimmer Antoniens trat, fand sie dieselbe am Fenster stehend mit Thränen in den Augen.

„Was ist geschehen Antonie?“ rief sie besorgt. „Du weinst?“

„Ja ich weine, weine um das Schicksal Helenens. Cornelia hat mir Betrübenendes über sie berichtet.“

„Cornelia?“ fragte Lydia zweifelnd und zog die Freundin neben sich auf das Sopha. „Was kann sie in der kurzen Zeit ihres Aufenthalts im Hause Helenens schon so Betrübenendes erfahren haben?“

„Genug, um mir zu bestätigen, was ich schon in Helenens Zügen las, daß sie unglücklich, tief unglücklich ist, doch schlimmer noch, daß sie jetzt in Gefahr steht, zu dem Unglück noch eigene Schuld zu fügen. Das schon in der frühen Jugendzeit Hildegards mit der vollen Beistimmung des Präsidenten geschlossene Verlöbniß derselben mit ihrem Vetter droht auseinanderzugehen, weil die Liebe des jungen Grumbach von der Tochter sich der Mutter zugewandt hat.“

Lydia fuhr auf. „Das glaube ich nie und nimmer, das ist ein böswilliges Geschwätz, wie so manches andere, das müßige Klatschschwestern sich ausdenken. Wäre aber auch etwas Wahres daran, so halte ich Helene doch nimmer für fähig, sich soweit zu vergessen, um solche verwerfliche Neigung zu erwidern.“

„Gute Lydia, Du kennst nicht die Macht der Leidenschaft. Und zeigten Helenens Worte nicht ein Gefühl der Schwäche, als dünkte jeder Kampf gegen Natur und Neigung ihr erfolglos?“

Lydia wurde nachdenklich. „Du machst mich wirklich selbst ungewiß durch Deine Bedenken. Und doch, wie wäre es möglich, sich selbst zu vergessen mit dem edeln, schönen Herzen Helenens und einem Manne von den hervorragenden Eigenschaften des Präsidenten zur Seite, einem Mann, der bei aller Strenge des Wesens sie doch liebt und diese Liebe durch zahlreiche Wohlthaten an ihr und den Ihrigen bewiesen hat.“

„Einem Mann, der sie liebt,“ warf Antonie ein, „dem Helene aber wohl mehr aus Dankbarkeit und Achtung, als aus wirklicher Neigung die Hand gereicht hat. Und gerade Helene hätte bei ihrem Naturell dem Gatten eine volle Neigung entgegenbringen müssen. Erinnere Dich, Lydia, daß sie schon in der Schule bei aller Lebenswürdigkeit, bei all ihren Gaben, ihrem Enthusiasmus für ihre Lehrer sich doch immer im geheimen Widerstand gegen die strenge Zucht befand und immer dann am meisten gab und ihre Arbeiten am besten wurden, wenn das eigene Interesse oder die Neigung zu dem Lehrer sie beeinflusste, während sie in Disziplinen, die ihr nicht zusagten, wenig oder gar nichts leistete und leisten zu können behauptete. Ich fürchte daher auch, die Strenge des Präsidenten hat mehr in ihr zerstört als aufgebaut.“

„Da magst Du Recht haben, entgegnete Lydia, „und ich bewundere, wie klar Du gleich die Verhältnisse erfaßt hast, ohne sie doch genau zu kennen. Indessen trotz alledem halte ich Deine große Sorge noch für verfrüht. Ja, selbst wenn Helene sich von ihrem leidenschaftlichen Gefühl fortreißen lassen sollte, so wird ihr Mann der Schützer ihrer Unerfahrenheit sein und sie nicht fallen lassen. Ich habe ein unbedingtes Vertrauen zu der Vortrefflichkeit seines Charakters und zu seiner Liebe für Helene.“

„Gott gebe, daß Du Recht habest.“

„Du wirst ebenso denken, wie ich, wenn Du die Verhältnisse im Hause Helenens nicht mehr allein durch die gefärbte Brille Corneliens betrachten, sondern den Präsidenten persönlich kennen gelernt haben wirst. Cornelia hat in ihrem unruhigen Leben die Unbefangenheit des Urtheils eingebüßt. Sie legt an alles den Maßstab ihrer Erfahrungen in der großen Welt und übersieht

dabei, daß der Präsident und Helene im Grunde so brave und tüchtige Naturen sind, die sich trotz mancherlei Mißverständnisse doch endlich verstehen lernen werden.“

Antonie schlang den Arm um die Freundin. „Meine Sydia, was hast Du in Deiner schlichten Keinheit doch für ein wahres Erfassen und Erkennen der Dinge! Möge es so sein, wie Du so vertrauensvoll hoffst, möge das Gute siegen über alle Anfechtungen der Welt. Niemand kann es heißer wünschen und inniger von Gott erflehen als ich. Du weißt, wie nahe mir Helene immer stand, wie sie unser aller Stolz war; ich möchte nicht, daß mir dies schöne Bild, das lieblichste aus der Jugendzeit, verdunkelt würde durch Leidenschaft und Verschuldung.“

„Das wird es nicht, glaube mir, Antonie! Und sollte es dennoch sein, sollte in Wahrheit Helene die Gefahr drohen, sich selbst zu verlieren, so laß uns die schützende Hand ihr reichen, sie wieder aufzurichten, sie sich selbst wiederzugeben. Das wollen wir uns versprechen.“

„In Gottes Namen ja!“ rief Antonie und brückte einen herzlichen Kuß auf Sydias reine Stirn.

## II.

Landrath von Althoff gab auf seinem Gute das alljährliche Frühlingsfest. Diesmal jedoch sollte es prächtiger ausfallen als sonst. War doch der einzige Sohn des Hauses, der Husarenleutnant von Althoff, seit wenig Wochen der Verlobte von Olga von Grumbach, der jüngsten Tochter des Präsidenten, und dieses Fest zu Ehren des jungen Brautpaares veranstaltet.

Die eine Stunde von M. gelegene Besitzung des Landrathes zeichnete sich durch ihre geschmackvolle Anlage aus. Das geräumige, mit solider Eleganz eingerichtete Wohnhaus lag inmitten eines schönen Gartens, an den sich ein wohlgepflegter Park schloß. Im Frühling, zur Zeit der ersten Rosen, wenn die Binden zu blühen anfangen und alle Biersträucher im Garten und Park sich in bunter Farbenpracht schmückten, war es doppelt anmuthig dort und wohl geeignet, einen warmen Abend im Freien zu genießen. Am Ende des Gartens, von alten Binden und Buchen umschlossen, breitete sich ein weiter, von grünen Bosketts und schattigen Eiben belebter Platz, in dessen Mitte aus marmorumsfriedetem Bassin eine Fontaine sprudelte. Dieser Platz war an dem Festabend besonders glänzend decorirt. Farbige Ballons leuchteten bei eintretender Dunkelheit aus dem Dunkel der Läume, bengalisches Feuer übergießte die Fontaine mit farbigem Schein. Eine fröhliche Gesellschaft wandelte in den Gängen des Gartens und Parks, und wenn hier und da eine Gruppe von plötzlich aufflammendem farbigem Licht beleuchtet wurde, gewann das Bild noch an phantastischem Reiz.

Die Jugend indessen ließ sich auch von diesem Schauspiel nicht zu lange fesseln; es sollte getanzt werden, und dieses Vergnügen lockte noch mehr, als der Zauber der Frühlingsnacht.

In dem großen Tanzsaale war Eugen von Althoff mit dem Arrangement zum Tanze beschäftigt. Am Fenster lehnte in Gedanken versunken sein Freund und zukünftiger Schwager, der Assessor Walter von Grumbach. Gegen den zierlich gewachsenen Husarenleutnant mit dem hübschen, frischen Gesichte sah die Gestalt Walters groß und kräftig aus, obwohl sie nicht die mittlere Mannesgröße überragte. Sein Kopf war weniger schön als ausdrucksvoll, doch wurde das anziehende Gesicht durch einen Zug tiefer Schwermuth verdüstert.

Eugen gab ein Zeichen, daß die Musikkapelle, welche der Vater aus der Stadt hatte kommen lassen, den Beginn des Tanzes durch einen Marsch ankündige. Schou füllte sich der Saal mit anmuthigen Mädchengestalten, mit tanzlustigen Kavaliern. Eugen trat zu Walter in die Fensternische.

„Ich werde den Ball mit Olga eröffnen,“ sagte er halblant. „Du folgst mir mit Hildegard.“

„Ich tanze heut nicht,“ entgegnete Walter und wollte seinen Platz verlassen. Eugen hielt ihn zurück.

„Das kann nicht Dein Ernst sein, Grumbach. Du wirst mir und Olga und auch Hildegard das Fest durch Deine Laune nicht verderben wollen.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Tsei.

Chinesische Skizze von S. Barinka.

Was Liu an Liebesvermögen im Herzen trägt, hat schon immer Tün gehört. Schon als sie beide noch einzig mit dem „toutee“<sup>1)</sup> und dem dem Gott des langen Lebens geweihten Amulett bekleidet waren, mit den Ferkeln auf den Weideplätzen spielten und gleich den lustigen Thierchen in allen Pfützen patschten.

Sie trafen auch später, als sie erwachsen waren, noch oft zusammen, plauderten da und dort ein Stündchen, denn auf dem Lande lebt man nicht so streng nach der Etikette. Und zudem war Tün die Tochter eines Untergebenen seines Vaters, Liu aber der einzige Sohn des reichen Schweinezüchters Wu-hyan.

Liu heiratete, als sein Vater zu den erhabenen Ahnen eingegangen war, ein Mädchen aus Dian-hing, das man ihm bereits nach ihrer Geburt anverlobt hatte, Tse, das Kind wohlhabender Eltern. Seine Jugendspielin zur Frau zu nehmen, diesem Verlangen hat er nie Raum gegeben, obwohl sie ihm innerlich viel näher stand als Tse, die er am Hochzeitstage zum ersten mal sehen durfte.

Er war ein gehorsamer leiblicher Sohn und ein echter Sohn des Himmels, der keinerlei Gefühlsüberfluß besaß; doch befann er sich keinen Augenblick, Tün als „Tsei“<sup>2)</sup> in's Haus zu bringen, schon kurze Zeit nach seiner Vermählung, so daß Tse murrte und die zweite Frau grollend empfing.

Es ergeht nun Tün, besonders im Anfange, nicht gut. Hat sie doch zwei Herrinnen. Die Mutter Liu's ist eine strenge Frau Tse aber tückisch, boshaft und hinterlistig und voll Haß gegen sie. Tün ist also zweifach Magd, und nur die Güte ihres Gatten läßt sie dieses Loos ohne Kummer ertragen.

Allgemach aber wird ihr Dasein nach der einen Seite hin leichter, nach der anderen dagegen noch um vieles bitterer.

Die alte Mutter, die das gute Gemüth der Schwiegertochter erkennt, behandelt sie bald sanft und liebevoll. Doch Tse, deren Untugenden durch Neid und Eifersucht noch vermehrt werden, gestattet Tün das Leben zur Hölle. Liu zieht seine Tsei ihr vor, wo er kann, die Mutter macht es ebenso, das weckt alles Ueble in ihr.

Tün ist aber eine Dulbernatur. Wenn ihr nur ein Stern scheint, sieht sie den ganzen Himmel im Lichte. Und ihr erstrahlen zwei: Liu's Liebe und der Mutter Güte!

Sie überragt Tse an Schönheit, an innerem Werth wie an Klugheit. Um dieser Eigenschaft willen geht mancher schlimme Streich der ersten Frau, der gegen Tün gerichtet ist, in die Brüche.

Seit einer Woche herrscht Unruhe und Trauer im Hause Liu's, das mit seinem blaugrauen Ziegeldach und vielen, in ihrer Unordnung malerisch wirkenden Nebengebäuden anmuthig in einem fruchtbaren Thale liegt: die alte Mutter ist leidend und verfällt schließlich in eine schwere Krankheit.

Die berühmtesten Heilkünstler der Umgegend läßt Liu kommen. Diese prüfen den Puls, schütteln den Kopf und verordnen kirschengroße Pillen und Tassen voll Mixturen.

Tse ist am betrübtesten über das Unglück und läßt es sich nicht nehmen, die Kranke einzig und allein zu pflegen.

Tag und Nacht ist sie um sie, und Liu, der ein offenes Auge für ihre häßliche Gemüthsbeschaffenheit besitzt und bis jetzt

<sup>1)</sup> Bauchschurz.

<sup>2)</sup> Zweite Frau.

nicht viel von ihr gehalten hat, bittet ihr im Stillen manches ab. Sie ist besser, als es zuerst schien.

Aus Rührung und Dankbarkeit zeigt er sich so zärtlich gegen sie, daß es Zün das Herz zusammenkrampft.

Die kranke Frau liegt sehr lange elend da, dem Tode nahe, so daß sich die Aerzte über die Erfolglosigkeit ihrer Anordnungen wundern.

Noch mehr aber thun sie das, als die Patientin endlich, nach zähem Kampfe, außer aller Gefahr ist und dennoch wochenlang wie ein Schatten bleibt. Trotz der stärkenden Weine und Kraftsäfte jeder Art erholt sie sich nicht, und selbst das unfehlbare Mittel, Brei aus gepulverten Bärenklauen, schlägt bei ihr nicht an.

Matt, erschöpft, willenlos und vom Leben abgewandt ruht die Mutter Ziu's auf einer Matte und muß gezwungen werden zu essen und zu trinken.

Da ist Ziu oftmals Zeuge, wie Tse ihr mit rührender Sorgfalt die Bissen zum Mund führt und die Getränke einflößt, und sein ganzes Herz wendet sich Tse zu. Seine zweite Frau lebt völlig unbeachtet, wie eine fremde Magd, im Hause, nicht einmal das Krankenzimmer darf sie betreten. Tse will es so. Und ihren Willen weiß sie auch dann in sanftester Form durchzusetzen, wenn die Mutter zuweilen nach Zün verlangt.

Als der Zustand der alten Frau allzeit der gleiche bleibt, ja, eigentlich schlimmer wird, denn sie gleicht einer Kerze, die immer matter und matter brennt und zu verlöschen droht, reißt Ziu nach Wang-ho. Dort leben die berühmtesten Aerzte des Landes, die selbst bei Erkrankungen der Kaiserin zu Rathe gezogen werden.

Als er ihnen das seltsame Siechthum seiner Mutter schildert, antworten sie kurz: „Das ist Altersschwäche! Dafür giebt es kein Heilmittel!“

„Aber meine Mutter ist erst fünfzig Jahre alt!“ wendet Ziu ein.

„Dann ist es unzweifelhaft Lebensschwäche, wie sie sich bei Frauen in diesen Jahren manchmal einstellt! Wenn die Kranke ein opferwilliges Kind hat, das sich ein Stück Fleisch aus Arm oder Fuß schneiden läßt, um davon eine kräftige Brühe für sie zu gewinnen, dann kann sie die Krise überstehen!“

Niedergeschlagen kehrt Ziu heim.

Als guter Sohn muß er sich wohl der schmerzlichen Operation unterziehen, aber so sehr er seine Mutter auch liebt, es ist ihm doch unbehaglich zu Muthe.

Im Hofe schon empfängt ihn Zün. Sie sieht fahl aus wie ein von der Sonne gebleichtes Butterblümchen.

„Ziu, Ziu!“ schreit sie und stürzt vor ihm nieder.

Bewundert blickt er auf sie, dann angstvoll auf Tse, die eben aus der Thür tritt und Zün gebieterisch von der Stelle weist.

Demüthig begrüßt sie ihren Gatten. „Die ehrwürdige „Ma“<sup>1)</sup> ist wie immer!“ berichtet sie und hört dann mit gesenkten Augen an, was Ziu ihr mittheilt.

An seiner Stimme merkt sie, daß seine Pietät doch nicht mächtig genug ist, um das leicht und freudig an sich selbst zu vollbringen, was er da meldet.

Sie zögert, ihre Augen gleiten unruhig hin und her. Dann sagt sie klagend: „Großer Herr meiner Tage, so gern ich einst in Dein Haus kam, so gern würde ich jetzt in inniger Liebe für Deine erhabene Ma das kleine Opfer bringen! Doch ich darf nicht, um — um — Deines Kindes willen!“

„Tse, Du?!“

Eine schrille, zornbebende Stimme fällt ein: „Heuchlerin!“

„Heuchlerin!“ droht Zün noch einmal mit gespreizten Fingern und springt auf Tse zu.

Ziu muß diese vor ihren Nägeln schützen. Und sanft geleitet er seine Frau in's Haus, Zün einen strengen Blick zuwerfend.

Nach einer Weile kehrt er zu ihr zurück.

<sup>1)</sup> Mutter.

„Wie kannst Du es wagen, die Gute, Opfermuthige so zu kränken?“

Zün lacht gereizt.

„Daß sie Dir ein Kind schenken wird, ist Lüge, die sie nur aussprach, um mit einem Opfermuth zu prahlen, der nicht vorhanden ist! Die Heuchlerin gäbe keinen Tropfen Blut, um das Leben Deiner Mutter zu erhalten, denn seit Monaten strebt sie danach, es zu vernichten!“

„Du bist vom bösen Geist besessen!“ tadelt sie Ziu.

„Nein! Der böse Geist steckt in dem tückischen Weibe, das mir Dein Herz genommen hat! Und Du liebst sie gerade um das, was nur Schein und Trug ist und ruchlose Heuchelei! Sie will freie Herrin sein im Haus; es paßt ihr nicht, der strengen Ma unterthan zu sein, und sie hat vielleicht die Ehrwürdige schon krank gemacht! Doch das weiß ich nicht bestimmt. Desto bestimmter aber, warum die Aermste so lange siech und elend ist und nicht genesen kann, obgleich sie zeitlebens eine rüstige Frau war! Tse hat ihr statt der Arznei selbstgepflückte Mixturen gegeben, den Wein mit Wasser verdünnt, dem Kraftbrei aus Bärenfleisch heimlich zum Schweinefutter geschüttet und einen anderen aus Jauche und Maismehl gefälscht! Seit Wochen hatte ich sie schon im Verdacht, und auf Schritt und Tritt schlich ich ihr während Deiner Abwesenheit nach. Sie nahm sich da weniger in acht, und ich beobachtete gut, denn in meinem Herzen brannte die Zurücksetzung, die Du mir zu Theil werden ließe, seit sie an ihrem mörderischen Werke ist und sich scheinheilig als ehrenwerthe Frau geberdet! Laß mich die große Ma pflegen, und Du wirst sehen, am Neujahrstage schon ist sie wieder munter und frisch wie der Fisch im Flusse!“

„Da würde ich die Erhabene einer Wahnsinnigen anvertrauen!“ entgegnete Ziu verächtlich. „Ich habe Tse meine Gunst zugewendet, und in ihr flackern darum die Flammen des Neides und verzehren Deinen Verstand! Ich werde Dich aus dem Hause jagen!“

„Nicht mich, theurer Herr, sondern die Falsche, die Mörderin, die Dich verblendete, die „tschi“,<sup>1)</sup> die Dich umgarnt! Du sollst sehen, daß ich recht habe, wenn Du mir Ma überläßt, nur so lange, bis wir schwarzen Mond haben.<sup>2)</sup> Ich bin nicht wahnsinnig, und Du kannst im Zimmer sein und jede meiner Handlungen prüfen! Ist die hohe Kranke bis dahin nicht kräftiger, so daß sie stehen und gehen kann, dann jage mich fort, oder noch besser, lasse mir für sie Fleisch aus Armen und Beinen schneiden, so viel Du willst!“

Ziu überlegt. Die Aussicht, von der schmerzhaften Pflicht befreit zu werden, beruhigt seinen Unmuth über die furchtbare Anklage, der er keinen Glauben schenkt.

Und bis zum schwarzen Mond ist nur eine kurze Zeit, die wird Ma auch noch überstehen! Tse hat lange genug sich gemüth und geopfert, sie darf wohl von Zün einmal abgelöst werden!

Zün erkält also auf Ziu's Gebot den Zutritt zur Mutter, und die ausschließliche Pflege fällt ihr zu.

Tse benimmt sich darüber so rasend, daß ihr Gatte stuhig wird. Die Schmähungen, die sie dabei gegen Zün ausstößt und die diese mit stillem Gleichmuth erträgt, verzerren ganz seine gute Meinung von ihr und geben ihm zu denken.

Er ist viel im Krankenzimmer und beobachtet Zün mit scharfen Augen. Es fällt ihm auf, daß sie viel weniger zu Ma spricht als Tse, aber daß ihre Stimme weicher und schmeichelnder klingt, daß sie der Leidenden nichts ausdrängt, aber ihr alles so duftend und lockend hinstellt, daß der Appetit gereizt wird.

Und es befremdet ihn, als er die Mutter sagen hört, wie glücklich sie sei, daß sie Zün um sich habe.

„Tse that doch alles, ehrwürdige Ma!“ wendet er ein.

„Ja, ja, aber ihre Hände waren hart, und in ihren Augen lauerte die Kälte!“

<sup>1)</sup> Spinne.

<sup>2)</sup> Neumond.

Auch findet Ma jede Speise, jeden Trank, jede Arznei anders, als sie bisher erhalten hat!

„Haben mir das die klugen Aerzte von Mang-ho verschrieben, lieber Sohn?“

Siu schaute nach Jün, die ihm ernst in's Gesicht blickt.

„Ja, Mutter! Und wie schmeckt Dir das?“ fragt er mit zugeshnürter Kehle.

„So viel besser! Alles ist kräftiger und schmackhafter! Die Aerzte hier verstehen doch nichts! Ich fühle, daß ich wieder genesen! Wie durch Zauber ist mir alles verwandelt, selbst der einfache Reis, den mir die brave Jün bereitet! Er ist so gut!“

Siu stürzt hinaus, um Tse zu suchen.

Zu ihrem Heil findet er sie nicht; sie ist entflohen. Den letzten Hauch eines Zweifels an ihrer vermessenen Absicht tilgt sie durch diese Flucht in Siu's Seele.

Und Ma wird wirklich von Tag zu Tag frischer. Bald kann sie stehen und gehen und nimmt wieder Antheil am Leben.

„Die Aerzte von Mang-ho sind weise Herren! Segen über sie!“ murmelt sie oft und freut sich der zurückkehrenden Stärke und der erwachenden Daseinslust.

Als die Zeit des schwarzen Mondes vorüber ist und das Gestirn wie eine silberne Sichel im Nachtblau hängt, tritt Jün vor Siu hin.

„War ich wahnsinnig? War ich hoshast? Willst Du mich fortjagen, Siu?“ flüstert sie mit weicher Stimme.

Er zieht sie an seine Brust. „Du bist klug und Du bist gut, Jün, meine schöne Blume! Du warst es immer, und ich wußte es und nur eine Weile ließ ich mich von der glatten Schlange täuschen! Für das Leid, das Dir dadurch geschah und aus Dankbarkeit, daß Du Ma vom Tode errettet, will ich Dir Liebes thun! Tse darf nicht mehr in mein Haus zurück. Ihre That berechtigt mich, sie ohne Besinnen für immer zu verstoßen! Und Du sollst nicht länger nur meine „Tse“ sein, sondern meine einzige und rechtmäßige Frau. Die Bestätigung des Richters ist schon in meinem Besitz!“

Als Neujahr gefeiert wird, ist die ehrwürdige Ma in der That gesund und munter wie ein Fisch im Flusse! Sie weiß nun, daß sie ihre Gesundheit nicht den Heilkünstlern von Mang-ho, sondern ihrer klugen Schwiegertochter verdankt, und sie macht darum von dem landesüblichen Recht der Oberherrschaft im Hause nur dann Gebrauch, wenn es gilt, Jün eine Freude zu bereiten.

Am Neujahrseste treffen, der Sitte gemäß, von allen Seiten Geschenke für Siu's Gattin ein, darunter auch ein kostbares Nashornkästchen aus Lian-hing.

Der Geber ist ungenannt. Nur eine namenlose, rothe Glückwunschkarte liegt bei. Sinnend und mißtrauisch öffnet es Jün. Es enthält Konfekt in appetitlichster Form.

„Von Tse!“ spricht sie ernst und wirft den Inhalt ohne Zögern einem niedlichen Ferkel vor, das eben um ihre Füße spielt.

Nach drei Tagen ist das Thierlein todt. . .

(Nachdruck verboten.)

## Es war zu schön —

Ein Mädchenbrief von Hermann Heiberg. (Schleswig.)

Liebste! Einzige! Wenn Du diesen Brief zu Ende gelesen hast, thue mir den einzigen Gefallen, Dich, wie einst Petrus, in die Ecke zu stellen und bitterlich um mich zu weinen oder Dich halb todt zu lachen. Ich lasse Dir — Du kennst mich in solchen Dingen —! die Wahl!

Also! Ich beginne zunächst mit dem Verlauf meiner Reise. Als ich von Euch Abschied genommen hatte, aß ich zuvörderst alles Konfekt auf, das Ihr mir zugesteckt hattet und schlief dann — eine Folge des Frühaufstehens — sogleich wie ein Dachs, der sein Leben

versichert hat, ein. Als ich nach lebhaften Träumen von der von mir glücklich entronnenen Pension, von Madame de la Bigues mageren Klavierhänden, dem schiefäugigen Mops Crepin und der Vorstellung Deines Schmerzes über meinen Fortgang, aufwachte, rief ein Schaffner, der wie ein Garibaldiführer aussah, ein donnerndes:

„Alle aussteigen! — nach Meudon auf dem Bahnkörper links!“ ins Koupee. Ich wickelte mich mit meinen siebenzehn Siebensachen Hals über Kopf heraus, verlor unterwegs meine Hutschachtel, mußte einem Diensthelfer — hörz, erbleiche und nimm Hoffmannsche Tropfen! — einen Frank fünfzig fürs Hinübertragen bezahlen, und empfing einen Platz.

Nach sehr kurzem Warten ging's vorwärts. Mir gegenüber saß eine fürchterliche Korpulenz-Madame, die ein Patent auf eine Unterlippe genommen zu haben schien. Anfänglich schnitt sie mich mit einer Verdrießlichkeitsmiene, als ob sie des Gefühls, daß ich mich zu ihr hineingesezt habe, nicht Herr werden könne, dann kamen wir aber durch mein hinreißendes Talent ins Gespräch, und ich fragte die eine impertinent mürrische Einfältigkeit hervorkiehende Dame, sie war eine Klingelabrikswittwe — wie weit es noch bis Meudon sei.

„Nach Meudon?“ schnarrte sie und machte ein Gesicht, als ob ihr eine Zitrone in den Mund geschoben sei.

„Wie sollen wir denn dahin kommen? Wir fahren ja nach St. Wignon —“

„Am Gottes willen!“ rief ich erblassend — „da bin ich ja in den falschen Zug gerathen!“

Statt irgend etwas zu erwidern, ganz geschweige, eine Thräne in ihrem Fettauuge theilnehmend zu zerdrücken, zog sie ihre Reisendecke höher und guckte aus dem Fenster.

Daß diese empörende Gleichgiltigkeit gegen mein Reiseunglück meine Stimmung nicht auf die Höhe des Eiffelturms emporzuschraubte, wirst Du Dir mit Deinem bißchen Pensionsverstand ausmalen, meine zierliche Elisa!

Zum Glück bildete sie sich nicht zur gänzlichen Taubstummheit aus und erklärte auf meine Nachfrage, ich könne nach dreiviertelstündiger Fahrt erlöst werden. Es ginge noch vormittags ein Zug, der mich nach Meudon bringen könne!

„Ach, Du großer, gütiger, in diesem Falle aber nicht besonders barmherziger Gott!“ — rief ich — „dann muß ich ja die ganze Nacht durch fahren!“

„Ja —“ sagte sie unempfindlich wie ein Lederkoffer, ließ die erwähnte Unterlippe fast bis auf die nicht minder entwickelte Wüste fallen und zog wiederum — ich sah diese wiederkehrende Bewegung schon immer mit Angst kommen — die Reisendecke noch höher.

Als ich das Koupee verließ, konnte ich mich nicht entschließen, ihr Adieu zu sagen. Sie war mir unangenehmer als ein leerer Geldbeutel.

Sie aber rief in einem unartigen Ton: „Machen Sie doch die Thür zu“ — und ich — überließ es — wüthend — dem Schaffner.

In Meudon mußte ich alles, was zwischen meinen Eltern und mir wegen meiner Ankunft verabredet war, abtelegraphiren, und mit Empfindungen, die ungefähr mit denen zu vergleichen sein mögen, die einen eingefangenen, ausgehungerten Jaguar beschleichen, den man für Lebenszeit in einen Thierkäfig eingesperrt hat, klemmte ich mich in das Abtheil zweiter Klasse.

Zwei männliche Wesen mit Gliedmaßen, die offenbar aus- gesucht waren, die Probe anzustellen, wie ausdauernd ein langbeiniger Mensch die Qualen in einem engen Koupee aushalten kann, rekelteten sich in zwei Ecken. In der dritten studirte ein Engländer das Kurzbuch mit einer solchen intensiven Ausdauer, daß ich dachte, er müsse an Gehirnschwund vor mir niedersinken, und in der vierten Ecke hockte — o sanftmüthige, liebe Elisa — Dein kleines armes Zweibein, und ließ sich dann zwölf Stunden ohne Aufenthalt in

rasendem Tempo unter schnaubenden, stoßenden, prustenden, pfeisenden Geräuschen über die Schienen dahinzerrten. Ich glich einem vom zwei Elefanten zerstampften Fußsack, als ich endlich in Hannover anlangte, und ich war von Glückseligkeit über die Beendigung der Marter im Begriff, einem Kellner die Ehe anzubieten, als er mit einer mich stärkenden Tasse Bouillon mit Ei herbeiflog. Nun hatte ich nur noch fünf Stunden vor mir, und die brauchte ich vollkommen, um mir vorzustellen, wie herrlich der Augenblick meiner endlichen Ankunft sein würde, wie und wo meine Eltern wohnen, und wie ich mich würde in unserm heiligen Heim einleben. Denn Du weißt ja, unbeschreiblich göttliches Mitglied der Pension der Madame de la Bigues, daß meine Eltern vor zwei Monaten verseht worden sind.

Nachdem ich Deine bekannte geringe Verstandesschärfe nun auf diese Probe gestellt habe, gehe ich auf die Weiterreise, meine Ankunft in Kiel und die Erlebnisse des dortigen dritten Tages über. Wappne Dich mit der ganzen Kraft Deines Ichs, um das nachfolgende ohne Erschütterung zu lesen!

Unterwegs mußte ich noch ein Zwiegespräch zwischen zwei Geheimrätinnen aus Büneburg über Diensthöten über mich ergehen lassen! Weißt Du, Elisa, Dromedaren und Kameelen muthet man ja allerlei Heroisches zu, aber was diese von ihrer Emma und Anna an Arbeit verlangten, das leistet an Lava-Mische kein Besub! Ich war befreit, als ich diese beiden entsetzlichen Kreuzschnäbel nicht mehr hörte, und nach einer dreistündigen Unterbrechung der Fahrt wegen Radbruch auf offenem Felde, in Hamburg — rasch umsteigen konnte, und endlich — endlich — o Jubel — in Kiel auf dem Bahnhof ankam. Freilich! Ein empörteres Gesicht vermag wohl selbst ein Schneemann nicht aufzustocken, wenn man ihm eine brennende Fackel unter die Nase hält. Meine Eltern waren trotz meiner Telegramme nicht da. Eine Droschke war nicht vorhanden. Als ich fragte, wo die „neue Kreuzstraße“ sei, zuckte selbst die hohe Polizei die Achseln, und ich stand da wie ein Wüstenpfahl in der Nase. Was hättest Du, weises Kind guter Eltern, wohl in solchem Fall gethan!? Depeschire mir das rasch und kostenfrei! Was ich that, höre!

Ich fuhr auf die Polizei, mußte dort erst warten, wurde dann als eine seiner Herrschaft mit Geld durchgebrannte Köchin angesehen und erhielt endlich nach Nichtigstellung meiner angesehenen Persönlichkeit den Befcheid, daß dies eine neue Straße sei, die außerhalb Kiels, nahe dem Kanal liege. Ich brauche fast eine Stunde mit Fuhrwerk. Ah, danke! Welch' eine bezaubernde Nachricht! Und wo ist Fuhrwerk? — Indessen, ich überwand auch das alles, fand meine guten Eltern und Erzeuger in einer entzündenden Villa, stürzte ihnen in die Arme, belam kalten Hammelbraten mit warmen Blechdosen-Schnittbohnen zu essen und fiel dann erschöpft, lahm, zerschmettert, wie ein todtet Känguruh in meine endlich gewonnenen Bettkissen!

Am folgenden Morgen eröffneten mir meine Eltern freudestrahlend, daß unter der Sicherheit meines Eintreffens bereits eine Einladung zu einem Balle bei einer Papa schon von früher her sehr befreundeten, jetzt auch nach Kiel versehten Familie für mich eingegangen sei.

Natürlich strahlte auch ich, gütigste Elisa, jagte am nächsten Tage mit Mama durch die Straßen, um noch in siebenhundert Röden Tüll, Seideneinsatz, Spitzen, Fächer, Hand- und Tanzschuhe, und andere zahlreiche Zierlichkeiten für mich einzukaufen.

Und am nächsten Tage machte ich bei den Freunden meiner Eltern den vorschrittmäßigen Besuch, wurde aber bei Zumpt's — so heißt die Familie — Landgerichtspräsident von Zumpt — nicht angenommen, weil sie ausgegangen waren.

Na, es ging ja auch so, und als der nächstfolgende Abend erschien, stieg ich wie eine schaumgeborene Venus — ich hatte — Du kennst es — mein weißseidenes Spitzenballkleid mit einer hundert Kilometer breiten rosaseidenen Schleife an — in einen von unserer

Minna herbeigeholten Wagen und fuhr — in einem Berg von Schönheit, Rößen und Umhängen vergraben, aus dem nur meine reizende Rechte mit dem Fächer hervorguckte — in die Stadt. Endlos viele Wagen hielten bereits vor dem Festhause oder jagten, ihrer Insassen schon wieder ledig, zurück. Zwei Häuser entlang stand alles voll Equipagen und voll von Droschken, und mir war — ich begreife es nicht, schöne Elise aus dem Paradiese! — sehr schwül zu Muth. Ohne Bekanntschaft mit der Familie, fremd unter kalten Menschen — so drückt man sich ja buchmäßig aus! — namentlich auch den Zweibeinigen im schwarzen Tract unbekannt, hatte ich schwere, mit Kolonialschüttelfrost verbundenes Ballfieber.

„Wann die Wagen?“ hörte ich noch fragen. Und „um zwei Uhr.“ — tönte es zurück.

Na, da konnte ich ja ohne Befürchtung bei fünfundzwanzig Francaisen sitzen bleiben! Mir ahnte schon etwas. —

Die Wirthin empfingen mich — ganz gegen meine berechtigten Voraussetzungen — unglaublich flüchtig an der Eingangsthür. Als ich: „Die Eltern lassen sich sehr empfehlen.“ — in entzückend artiger Weise betonte, tönte ein: „Sehr gütig! Danke sehr!“ — nicht sehr enthusiastisch zurück, und dann nahm mich eine Ueberfülle von lebhaft schwabenden und stark parfümirten Menschen in ihrem Gewühl auf und verschlang mich in ihrer Mitte.

Na — so viel kann ich Dir in Deine rosaröthen Ohren raunen, Elisa von Dumreicher! Vorge stellt wurde ich überhaupt nicht; auf den Tanzarten all der Löwen und sprungbereiten Tiger mit der weißen Kravatte stand ich erst recht nicht, und als zu Tisch gerufen wurde — fast anderthalb Stunden hatte ich tanzlos, unangesprochen, unbeachtet, ja verachtet, bis zu heißunterdrückten Thränen, dagesessen — näherte sich mir auch kein Tischherr!

Alle strahlenden Jungfrauen in durchsichtigem Barège, sanftroth, grün, weiß und rosa tänzelten am Arm ihrer animirten Eroberer davon — ich — ich — ich aber — o laufe Dir einen Wasserbach, Elisa von Dumreicher, und weine, schluchze mit mir, bleib — allein im Saal übrig!

Weißt Du, ich las einmal von dem Schriftsteller Seasfield eine Erzählung, in der ein von seinem Jagdkameraden abgekommener Mensch nach dreitägigem unglücklich planlosem Umherirren in einer Pampawüste wieder auf demselben Platz anlangte, wo ihn die ursprüngliche Verzweiflung der Rathlosigkeit ergriffen hatte! — So, so etwa war mir zu Muth. Ich war abermals die Verlassene — Ausgestoßene! Ich suchte die Versenkung, in der ich bis zum jüngsten lauten Trommelschlage verschwinden könne — und — und

Na ja! Nun kommt erst recht das Fürchterliche, Entsetzliche!

Ein eifertig nach Stühlen späherender Lohndiener näherte sich mir — suchte auf mein inständiges Bitten und gegen Gelobung einer lebenslänglichen Pension pfeilschnell die Tischgangliste — fand sie, bat um meinen Namen — und — ermittelte mich darauf nicht! Nun kam — wohl herbeigerufen — der Sohn des Hauses in eiliger Verlegenheit und fragte mich — fragte — denke Dir — nach meinem Namen.

„Matilde Düpont!“ hauchte ich, mehr todt als lebendig —

„Matilde Düpont?“ gab er erstarrt wie ein Vorleseschloß zurück. „Matilde Düpont —?“ wiederholte er.

„Ja! Bitte — wollen Sie denn —“ schloß er rathlos.

„Nein, ich will nicht!“ gab ich, die letzte Kraft zusammennehmend, zurück, denn es fing fürchterlich an in meinem Gehirn zu tagen.

„Ich will sofort nach Hause! Ich bitte, mich ohne Einwand gehen zu lassen —“

„Aber — aber —“ stotterte er — In diesem Augenblick rauschte die in den Speisesaal beorderte Musik ihre verführerischen Töne zu mir herüber und ich empfand bei der Vorstellung all der vergnügten, glücklichen Paare zehnfach die Enttäuschung meiner armen Mädchenseele! —

„Ich bin ja garnicht bei Ihnen eingeladen! Ich bin offenbar in ein verkehrtes Haus gerathen! Ich hoffte —“ schloß ich. Ich hoffte: „seine Eltern und alle Penaten und Heiligen des Hauses könnten mir verzeihen!“ Und dann stürzte ich — von ihm auch nur konventionell zurückgehalten, — in die Garderobe, erhielt unten einen Wagen und jagte — was sollte ich anders thun? — nach Hause zurück.

Aber, Elisa aus dem Stamm der Asra, die da lachen, wenn's sie bei dem Schaden ihrer Mitmenschen kitzelt — es war mit meinen Leiden noch nicht am Ende!

In unserer Villa angelangt, erklärte mir unsere Dienerschaft, meine Eltern seien durch einen Boten dringend aufgefördert, doch auch noch zu Zumpt's nachzukommen. Es hatten zwei Paare abgesagt! Meine Mutter habe sich dazu entschlossen, weil sie — meiner Unbekanntschaft halber — ohnehin um mich doch stark besorgt gewesen sei. —

Kurz entschlossen, stieg ich wieder in die Droschke. Der Koffelentfer stand noch draußen, weil er bezahlt werden sollte — und fuhr diesmal richtig zu Zumpt's. Sie wohnten neben meiner Dualstätte, Haus an Haus, — in beiden wurden Ballisten abgehalten; — und dadurch löste sich denn auch das fürchterliche Räthsel!

Aber schon auf der Treppe hörte ich von einem Diener, daß meine Eltern außer sich vor Unruhe, daß ich garnicht da sei, eben gerade wieder nach Haus gefahren wären. Ganz Niel sei mit Suchwondarmen und Kieler Bootsleuten bereits aufgeboden, um mich auf dem Grunde des Seehafens aufzufischen.

Also — todtter als der todteste Winterspaz, wieder zurück und — dann — dann nach fast dreiviertelstündlicher, von Ohnmachten unterbrochener Fahrt — ertönte ein Freudenschrei aus dem Munde derjenigen, die mir einst das Leben geschenkt, der die höchsten Gipfel des Raps der guten Hoffnung hätte rühren können.

Als ich in meinem Bette lag, schwirrten zahllose Vorstellungen, Gedanken und Eindrücke in wildem Wirwar durch mein Gehirn. Und eines kehrte immer wieder, das Wort des Sohnes jener von mir heimgesuchten Gastgeber:

„Ihr Name — ich bitte — mein gnädiges Fräulein!“ Und ich: „Matilde Düpont — Matilde Düpont —“ mit einer ersterbenden Stimme, als ob ich nur noch drei Sekunden vor einem Schlaganfall stehe!

Ja, theure Elisa, von der ich jetzt mit der letzten blauen Tinte Abschied nehme! Dieser wundervollen Eisenbahnfahrt und dieses entzückenden Balles werde ich mich noch als ehrwürdige Greisin erinnern und mich danach zurücksehnen!

Es war zu — zu schön! Und nun — auf Wiedersehen in meinem nächsten Briefe!

Deine getreue Matilde Sophie.

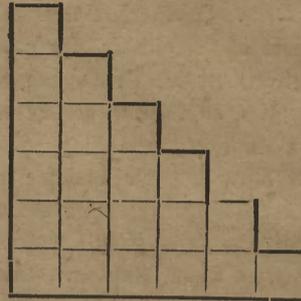
(Nachdruck verboten.)

## Räthselecke.

### Bilderräthsel.



### Magisches Dreieck.



A  
A D  
D D E  
E I I I  
L M M N N  
N N O O R R

In die Felder des Dreiecks sind die nebenstehenden Buchstaben berart einzutragen, daß die drei Außenseiten und die vier wagerechten Mittelreihen Wörter von folgender Bedeutung bilden: 1. Europäische Hauptstadt; 2. Stadt in Westfalen; 3. Kleidungsstück; 4. Brasilianisches Thier; 5. Fluß in Rußland; 6. Hausthier; 7. Weiblicher Vorname

### Quadraträthsel.

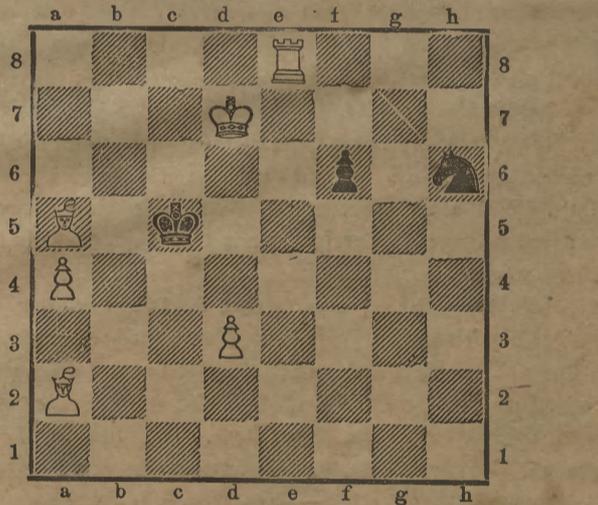
8	5	7	1	9	4	10	Flüssigkeitsform.
5	7	6	2	10	11	4	Gebichtsart
12	2	3	3	13	10	2	irische Hafenstadt.
1	2	3	4	5	6	7	Stadt in Sicilien.
9	3	7	5	13	2	10	Vorname.
8	5	7	6	6	4	3	Musikinstrument.
12	2	5	7	10	4	8	englischer Adelstitel.

### Räthselhafte Inschrift.

1901' 1/2 Bruno t L '4

### Schachaufgabe.

Von Kohz und Rockelforn.  
(Akademische Monatshefte.)



Weiß.

(6+3)

Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt.

### Auflösung des Bilderräthfels.

Aller Anfang ist schwer.

### Auflösung der Skatenaufgabe.

Kartenvertheilung:

B. a, cB, aD; b9; cA, 9, 8, 7; d10. K.  
M. aA, 9, 7; bD; c10, D; dA, D, 8, 7.  
S. b, dB, a10, K, 8; bA, 10, K, 8, 7.  
Stat: cK, d9.

Spiel:

1. B. b9, bD, bA. 2. S. bB, aB, aA (-15).  
M giebt das Trumpf-As gleich zu, da es gefährdet wäre, wenn der Spieler noch 2 Junges hätte.  
3. B. c9, cD, a10. 4. S. dB, cB, a7 (-4).  
Die übrigen Stiche nimmt der Spieler. Die Gegner sind also nur bis 19 gekommen.

Richtige Lösungen gingen ein von: Albert Grudowski, Arthur Lehming, Georg und Rudolf Hallmann, Emil Kirchner, Erich Malzahn, Elsa Wilhelmi, Stanislaus Musielewicz, Max Rogoll, Erich und Margarete Gabler, Otto und Gertrud Neumann, Eugen Krause, Emil Albrecht, Martha Naab, B. Biemeyer, Willi und Alfred Hesse, Erich Stübner, Karl Held, Georg Segall, Erwin Korsch, Else Wittenhagen, Joachim Levy, Walter Fiedler, Ludwig Dehser, Willi und Ernst Becker, Walter Buchsteiner, Otto und Elise Zus, Arthur Vock, Fritz und Juli Doerfel, Marie Barra, Johanna und Georg Schmelter Bromberg.